

August Socin †.

Nachruf

vorgetragen

an der Gedenkfeier in der chirurgischen Klinik

am 27. Januar 1899

von

Carl S. Hægler.



Druck von M. Werner-Richm in Basel.



Verehrte Anwesende!
Liebe Kommilitonen!

Noch vor einer kurzen Spanne Zeit ist an dieser Stätte ein Anderer vor Sie getreten, um mit den glänzenden Gaben, mit denen er ausgestattet war, Ihnen im klinischen Unterricht wissenschaftliche und praktische Chirurgie zu lehren. Der Mund, dessen Sprache Sie mit Geist und Gründlichkeit gefesselt hat, ist verstummt; das kluge und doch so warme Auge ist erloschen; die flinke Hand, die zahllosen Leidenden Rettung und Linderung brachte, ist erstarrt und der rastlose Fuss, der unermüdlich von Krankenbett zu Krankenbett eilte, ist erlahmt. Professor Socin, unser allverehrter Meister und Lehrer, unser Arzt, Berater und Freund, ist nicht mehr; der Tod, sein einziger Feind, dem er in hartem Strausse so manches Opfer abgerungen, hat den mächtigen Streiter nun selber hingerafft. Öde liegen diese Räume, denen der Meister durch seine markante Persönlichkeit Leben einhauchte. Ein wichtiges Kapitel der Geschichte unserer Universität und des Spitals hat seinen Abschluss gefun-

den; verwaist sind wir selber, denn ein Stück unseres Selbst ist mit ihm abgestorben.

Die Uhr im Getriebe eines klinischen Unterrichts steht nicht stille, auch wenn ihr der Zeiger fehlt; gleichmütig wird der Pendel weiter schwingen. Uns aber ist es nicht nur heilige Pflicht, sondern ein Herzensbedürfnis, bevor wir an dieser durch den Verstorbenen geweihten Stätte den Werktagsgang weiter verfolgen, mit aller Sammlung desjenigen zu gedenken, der diese Klinik gegründet, mit seinem klaren Verstand und seiner Energie sie zum Blühen gebracht hat und dessen Geist noch über diesen Räumen liegen wird, wenn andere Generationen hier eingezogen sind. —

Wenn ich es hier wage, Ihnen ein Bild seines Lebens und Wirkens zu entrollen, so geschieht dies mit grosser Zaghaftheit und mit dem Bewusstsein, in Form und Inhalt Stückwerk zu liefern. Berufenere als ich haben in vollendeten, erschöpfenden Nachrufen und Reden den teuern Verstorbenen gefeiert und es bleibt mir wenig Neues mehr zu sagen übrig. Wer hier über Socin reden will, der sollte es in seiner geistvollen und warmen Sprache thun können. Vieles hat mich mein Meister gelehrt, das Geheimnis seiner zündenden Beredsamkeit hat er mit ins Grab genommen.

Persönliche Aufzeichnungen, deren Vorhandensein ich nach den Gesprächen mit meinem verehrten Meister annehmen durfte, existieren nicht, oder wurden wenigstens nicht gefunden. Eine Berechtigung, hier über

unsern Meister zu reden, mag aber für mich darin liegen, dass es mir vergönnt war, während fast 13 Jahren nicht nur sein Assistent, sondern auch sein Freund zu sein; eine Entschuldigung für das Unzulängliche meiner Darstellung darin, dass das Herz in solchen Stunden lauter spricht als Zahlenreihen.

Es liegt an dieser Stätte und dieser Stunde, dass von einer erschöpfenden Darstellung des Lebens und Wirkens unseres Meisters abgesehen werden muss, und dass ich nur in kurzen Strichen Ihnen Socin als Lehrer, als Arzt und als Mensch zu schildern versuchen kann. Daneben bietet es aber wohl ein Interesse, den Gang der Lebensgeschichte insoweit zu verfolgen, als er uns Aufschluss geben kann, wie sich die hervorragenden Eigenschaften unseres Meisters, dieser Triumph der Individualität, ausgebildet haben.

Der Stamm Socin wurzelt in Italien; ein Zweig des sienesischen Adelsgeschlechtes wanderte im XVI. Jahrhundert nach Basel aus; der Palazzo Socini steht noch heute in Siena und hat, wie auch das Basler Geschlecht, den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt. Der Stadt Basel hat das Geschlecht manche hervorragende Persönlichkeit geschenkt.

August Socin wurde am 21. Februar 1837 in Vevey geboren. Sein Vater, von Basel als Pfarrer der deutschen Gemeinde nach Vevey berufen, starb 2 Tage

nach der Geburt unseres Meisters und die Erziehung der Kinder — zweier Söhne — wurde in die Hände der Mutter, einer Veveysanerin, gelegt, einer geistig sehr hervorragenden und ausserordentlich energischen Frau. Neben den atavistisch zugeeigneten Gaben ist die ganze Art und Entwicklung von Socin unter dem Einfluss dieser seltenen Mutter geworden, ein Einfluss, der, wie Socin immer und immer wiederholte, sich über sein ganzes Leben ausdehnte. Und mit welcher Pietät und warmen Liebe konnte er bis zu seinen letzten Stunden von seiner Mutter reden und erzählen!

Ein Stück lachenden Sonnenscheins haben auch die am Genfersee verlebten Jugendjahre in seinem Herzen zurückgelassen. Auch diese in ziemlicher Ungebundenheit in Feld und Wald verbrachte Jugendzeit ist, wie er oft sagte, für ihn in verschiedenen Beziehungen bestimmend gewesen, indem hier seine Beobachtungsgabe geschärft wurde, sich aber hauptsächlich eine Liebe zur Natur in ihm festsetzte, der er später manchen Genuss und manche Förderung verdankte.

11jährig kam er nach Basel und durchlief unter der sorgfältigen Aufsicht seiner Mutter die hiesigen Schulen, sich schon dort bei seinen Lehrern durch sein rasches Auffassungsvermögen bemerkbar machend.

Es wurde ihm nahe gelegt, eine kaufmännische Laufbahn zu betreten; die Liebe zur Natur und Naturforschung war aber in ihm zu mächtig und nach einigen Kämpfen durfte er sich den medizinischen Studien widmen.

Mit 17 Jahren hatte er ein vortreffliches Maturitätszeugnis in der Tasche und bezog die Basler Universität. Er war damals ein stiller, zurückgezogener Student, der viel arbeitete und seine einzigen Erholungsstunden in der Gesellschaft seiner Mutter oder einiger befreundeter Familien zubrachte. Das gesellige Studentenleben hat er nie mitgemacht; zum Teil fehlte ihm dazu die Zeit, zum Teil wirkte die französische Erziehung und die strenge Lebensart des mütterlichen Hauses ein und es fehlte ihm das Verständnis und die Lust für das ungebundene, laute und nach seinen damaligen Begriffen oft etwas rohe Treiben der Studenten.

Die letzten Semester verbrachte er in Würzburg. Von seinen dortigen Lehrern war es ausser Virchow hauptsächlich der jetzt noch lebende Kölliker, der ihn sehr anzog und in dessen Hause er auch gesellig verkehrte. Aus dem Lehrer wurde ein treuer Freund und der greise Würzburger Gelehrte steht jetzt wie wir erschüttert und fassungslos am Grabe seines grossen Schülers und intimen Freundes.

Sein eiserner Fleiss brachte ihn rasch vorwärts. Er war für das Examen reif, musste aber warten, da das Zurücklegen des 20. Altersjahrs erforderlich war, und es ist deshalb kein Zufall, dass er sein Doktordiplom nach der damals üblichen Disputation an seinem 20. Geburtstag erwarb.

In den Spitälern von Prag und Wien bildete er sich weiter aus, immer methodisch arbeitend, aber auch

den geselligen Verkehr nicht vernachlässigend. Freunde und Bekannte dieser Zeit schildern Socin schon als den Liebling der akademischen Kreise und der Gesellschaft; er verstand durch sein weltmännisches, aber immer bescheidenes Auftreten, durch seinen goldenen Humor und seine Lebenslust, die oft in tollen Streichen ihren Ausdruck fand, im Sturm alle Herzen zu erobern.

Massgebend für seine medizinische Richtung aber war ein Aufenthalt in Paris, wo besonders Pirogoff einen nachhaltigen Einfluss auf ihn ausübte und einen aufmerksamen Schüler in ihm fand. Der Chirurg lag ihm aber im Blute, und man könnte sich Socin in einer andern Specialität kaum vorstellen.

Wie charakteristisch ist hiefür doch sein Ausspruch: „Die Specialität liegt im Arzt, nicht in der Krankheit.“

Nachdem er schon im Frühjahr 1859 in Basel ein glänzendes Staatsexamen abgelegt hatte, betrat er im Herbst des gleichen Jahres das Bürgerspital zu Basel, dem er bis zu seinem Tode treu blieb. Er wurde Assistent der chirurgischen Abteilung unter Professor Mieg.

Die chirurgische Abteilung verpflegte damals alle Krankheitsfälle, die nicht einen rein internen Charakter hatten: Geburtshilfe und Gynäkologie, Augenheilkunde etc. waren damals in die chirurgische Disciplin eingeordnet. Eigentliche aktive Chirurgie im heutigen Sinne dieser Specialität wurde nur wenig betrieben.

Es möge zur Illustration dieser Verhältnisse ein Auszug des Jahresberichtes 1858 hier wiedergegeben werden:

Verpflegt wurden in diesem Jahre 356 Kranke (worumter 3 gynäkologische Fälle, 19 Wöchnerinnen und 25 Augenkranke, auch 1 Typhus figurirt noch in der Liste).

Es wurden in jenem Jahre 9 Operationen ausgeführt und es ist nicht ohne Interesse, diese Operationstabelle näher anzusehen:

10. Februar:	Lipoma,	Excisio,	geheilt.
25. März:	Hernia cruralis incarcerata,	Herniotomia,	†.
26. März:	Fractura cruris complicata,	Amputatio,	geheilt.
24. April:	Pædarthrosis,	Amputatio,	geheilt.
1. Mai:	Fractura cruris complicata,	Amputatio,	geheilt.
21. Juni:	Hernia cruralis incarcerata,	Herniotomia,	†.
18. Juli:	Dilaceratio brachii,	Amputatio,	geheilt.
3. August:	Atheroma,	Excisio,	geheilt.
20. Novb.:	Hydrocele,	Injectio,	geheilt.

Die 13 Todesfälle, die in diesem Jahr vorkamen, betrafen mit Ausnahme der oben angeführten inkarcerierten Hernien und einem »Abscessus frigidus« ausschliesslich Verletzungen (worunter 2 komplizierte Unterschenkelfrakturen, 1 komplizierter Luxatio pedis); der Tod erfolgte meist an Pyæmie oder Tetanus (2 Fälle).

Der Einfluss, den der Eintritt Socins auf diese Verhältnisse ausübte, war ein auffallender und kann wohl kaum besser charakterisiert werden als durch solche Operationstabellen.

Von 9 Operationen im Jahre 1858 stieg die Zahl im Jahre 1860, also nach Eintritt Socins, auf 23. Die Zahl der Eingriffe mehrte sich rasch und gleichmässig: 1861: 47; 1862: 55; 1866: 89; 1870: 114; jetzt haben wir (1897): 446. Während vor Socin im Jahre 1858

daher auf 39 Patienten eine Operation kam, fiel im Jahre 1860 eine Operation auf 18 Patienten; im Jahre 1862 eine Operation auf 9,5 Patienten und es stieg die Zahl der Operationen beständig und gleichmässig, so dass jetzt eine Operation auf 1,5—2 Kranke kommt.

Trotzdem Socin hier schon seit seiner ersten Zeit eine grosse Selbständigkeit an den Tag legte, hatte er damals und behielt bis in sein Alter für seinen damaligen Oberarzt Mieг eine warme Verehrung und gedachte in Dankbarkeit seines Chefs, dessen scharfe und logische Beurteilung am Krankenbett er bewundern lernte.

Oktober 1861 gab Mieг seine Demission; den Anlass zu diesem Schritt schilderte Socin oft in humoristischer Weise:

Es handelte sich um eine schwere Fussverletzung, wo Mieг eine Unterschenkelamputation vornehmen wollte. Socin schlug in aller Bescheidenheit eine Pirogoff'sche Amputation vor. »So etwas kann nie heilen,« bemerkte Mieг ärgerlich; er überliess aber dem jungen Assistenten die Operation dennoch. Als nun der Patient mit einem Pirogoff'schen Stumpf geheilt vor Mieг Gehübungen machte, sagte Mieг: »Unter einem solchen Assistenten kann ich nicht länger Oberarzt sein« und — gab seine Demission.

Das Spitalpflegamt trat energisch für die Wahl des jungen Assistenten als Oberarzt ein und noch nicht 25-jährig war Socin Oberarzt der chirurgischen Abteilung.

Auch die akademischen Ehren folgten Schlag auf Schlag. Nachdem sich der junge Assistenzarzt im Jahre 1861 als Privatdozent habilitiert hatte, erhielt er schon Februar 1862 den Titel eines Extraordinarius und im

Februar 1864 wurde er zum Ordinarius für Chirurgie ernannt.

Der Unterricht für Studenten im Spital war damals noch ein sehr bescheidener und umgrenzter. Zwar wurde schon im Jahre 1822 den Oberärzten zugestanden, dass Studenten den Visiten beiwohnen durften; seit 1830 durften sie in beschränkter Zahl auch bei Entbindungen zugezogen werden. Eine eigentliche Klinik aber fand nicht statt, bis durch die wiederholten, besonders auch von Socin energisch unterstützten Bemühungen im Jahre 1865 eine neue Übereinkunft zwischen Spital und Universität zu stande kam, worauf im Wintersemester 1865/66 die chirurgische Klinik mit 9 Studenten eröffnet wurde. Schon damals war Socin ein sehr beliebter Lehrer und die Frequenz steigerte sich rasch; 1876 hatte er 32 Zuhörer, 1886: 44.

Im Jahre 1867 wurde die chirurgische Abteilung durch die Erstellung eines Augenspitals von den Augenkrankheiten entlastet; bis zu diesem Zeitpunkt hat unser verehrter Meister zahlreiche Augenoperationen mit grossem Erfolg ausgeführt. Im Jahre 1868 wurde auf seine Anregung hin im Spital eine eigene Abteilung für Frauenkrankheiten und Geburten eingerichtet, der sein mehrjähriger Assistenzarzt, Dr. J. J. Bischoff, vorgesetzt wurde. Bis dahin lag auch die Geburtshilfe und die Behandlung der Frauenkrankheiten in Socins Händen.

Der, mit der unserm Meister eigenen Gewissenhaftigkeit geführte klinische Unterricht wurde nur dreimal

unterbrochen: Im Jahre 1866, wo Socin auf den italienisch-österreichischen Kriegsschauplatz eilte (wo ihn eine schwere Dysenterie an den Rand des Grabes brachte) und im Jahre 1870, wo er im deutsch-französischen Krieg, begleitet von seinen Assistenten, auf einen Ruf des badischen Frauenvereins nach Karlsruhe eilte und — wie zu erwarten war — sehr segensreich wirkte.

Im Jahre 1871 erkrankte unser Meister an einer schweren Lungenentzündung, die ihn wochenlang vom Spital fernhielt.

Sonst wurde die von ihm liebevoll gehegte und gepflegte Klinik nicht unterbrochen und bis auf die letzten Jahre hatte er — wie er oft sagte — nie eine Klinik ausfallen lassen.

40 Jahre also war er an dieser Stelle thätig als Oberarzt und als klinischer Lehrer. Welch machtvolle Sprache sprechen diese 40 Jahre! wie können sie erzählen von der grossen Arbeit und deren Segen, von dem fruchtbringenden Wirken unseres Meisters — nicht nur als akademischer Lehrer, sondern auch als Mann des klaren, weiten Blickes und der energischen Initiative, der auf die Umgestaltung der Spitalverhältnisse von massgebendem Einfluss war.

Über das Arbeitsfeld als Arzt mögen Ihnen folgende Zahlen einen kleinen Begriff geben:

Unter unserm Meister wurden auf der chirurgischen Abteilung des Spitales verpflegt 25542 Patienten.

An diesen Patienten wurden 10016 grössere Operationen ausgeführt und zwar bis auf eine kleine Zahl von Socin selber, denn er hing — oft zum Kummer der Assistenten — sehr daran, grössere operative Eingriffe selber vorzunehmen und keine Stunde war ihm zu spät, keine Abhaltung zu dringend, wenn es galt, seine Geschicklichkeit in den Dienst der Leidenden zu stellen.

Ein Chirurg von Gottes Gnaden mit einer Geschicklichkeit der Hand, die Sie oft genug zu bewundern die Gelegenheit hatten, blieb Socin doch stets der warmfühlende Arzt und Menschenfreund. Der Patient war ihm nie Material, das zu seiner und seiner Schüler Weiterbildung diente, sondern er blieb ihm stets Mitmensch, in dessen Leiden, in dessen Angst und Scheu vor dem Chirurgen er sich mit warmem Herzen, mit unendlichem Takt und grosser Menschenkenntnis hineinversetzen konnte. Dieses Moment trat bei Operationen immer deutlich zu Tage; nie operierte er, wenn er sich nicht selber für den Patienten Heilung oder Erleichterung versprechen konnte. Seine Operationsweise war so elegant wie sein ganzes Wesen und so gewissenhaft und reinlich wie sein Thun; immer aber während der Operation trat die Sorge für den Patienten hervor: schlechte Narkose, Blutungen, alle diese Umstände konnten ihn unruhig und eigentlich ängstlich machen; es war nie die Angst, die der Unsicherheit entspringt oder eine angeborene Ängstlichkeit, denn Furcht und Zögern waren unserm Meister fremd, aber es galt dies Bangen dem Wohl des Patienten, dies Zittern

seinem Leben, das während grossen Operationen ja oft an einem Faden hängt.

Wer sah, mit welcher rührender Spontaneität gerade auch von den niedrigen Klassen die Teilnahme beim Tode und beim Begräbnis unseres Meisters hervorbrach, der kann auch ermessen, wie Socin am Krankenbett war. Regelmässige Spitalvisiten, wobei er jeden Patienten kannte, waren bis zu seinem Tode die Regel. Die strenge Durchführung dieses Prinzips entsprang durchaus nicht einem Misstrauen gegen seine Assistenten als vielmehr dem Bedürfnis, sich über das Wohl und Wehe derjenigen, für deren Heilung oder Besserung er die Verantwortlichkeit trug, persönlich zu informieren. Und wie wusste sich der Herr, der er nativer Weise und seinen Gaben nach war, das Zutrauen und die Liebe seiner Patienten zu erwerben: für jeden hatte er ein freundliches Wort oder — wenn einer gedrückt war — einen Vorrat von goldenem Humor in Bereitschaft. Und wenn — wie es wohl bei allen Chirurgen geschieht — hie und da bei ungeberdigen Patienten der Ausdruck scharf und hart wurde, so verstand er es, durch ein gutes Wort im nächsten Augenblick alle Kränkung zu verwischen.

Zum Lehrer war er ausgestattet wie wohl selten einer. Nicht grosse Erfahrung allein oder ein oratorisches Talent machen den guten Lehrer aus, sondern die Fähigkeit, die Schüler für das Fach oder die Krankheit zu interessieren und ihnen alles so klarzulegen, dass der

schwierigste Fall in der Beurteilung den Schülern klar vorkommt. Es gehört zum guten Lehrer also nicht nur ein umfassendes Wissen, das Socin, der nie rastete seine Weiterbildung zu fördern, bekannterweise in vollem Masse besass, sondern die seltene Fähigkeit, sich in den Geist und das Auffassungsvermögen der Schüler hineinzuversetzen, herabzusteigen vom Piedestal der Autorität und dem Gedankengang der Jungen mit feinem innerm Ohr zu lauschen.

Gerade diese Fähigkeit war unserm Meister in bewunderungswürdigem Masse eigen; jeden Fall behandelte sein Vortrag individuell; eine Coxitis veranlasste ihn nicht, mit der Gründlichkeit eines Lehrbuches alles Wissenswerte über Coxitis auszukramen, sondern es war für ihn und die Schüler gerade nur die Coxitis, die vorlag, oder der Kropf, der eben vorgestellt wurde und nicht überhaupt ein Kropf. Auch das oratorische Talent besass er in hohem Grade; wer aber in der Klinik die elegante Redeweise und den geistsprühenden und oft mit feinem Humor gewürzten Vortrag bewunderte, der wusste nicht, wie sehr — in frühern Jahren wenigstens — Socin seine Klinik vorbereitet hatte.

Er zeigte mir einmal — vor deren Vernichtung — das grosse Bündel seiner klinischen Präparationen: der Vortrag war Wort für Wort aufgeschrieben, oft verbessert und zwar nicht bloss im Sinn und in den Ziffern, sondern in Ausdrucksweise und Satzwendung. Auch bei dem geringsten und atypischen Fall wusste er bei den Zu-

hören ein Interesse hervorzulocken und wenn der Fall langweilig war — — langweilig war seine Klinik nie!

Wenn man weiss, wie wenig unser Meister als Student an dem Studentenleben teilnahm, so scheint es wunderbar, wie sehr er als Lehrer sich bei geselliger Gelegenheit in den Studenten hineinversetzen konnte. Es giebt wohl wenig Kliniken, wo ein so intimer Rapport Lehrer und Schüler verbindet, wie hier in Basel. — Socin suchte jede Gelegenheit, seinen Schülern einzeln näher zu treten und das klinische Kränzchen, das er im Verein mit seinem nahen Freund und Kollegen Immermann begründete, ist ein sprechendes Beispiel dafür. Daneben freute er sich wie ein Junger bei den geselligen Vergnügungen; er war mit seinem Verständnis dabei, weil er mit seinem Herzen dabei war und weil er in Andern die für die Meisten schwer zu enträtselnde Sprache ihres Innern lesen konnte.

Auch hier — in der Klinik — überblicken wir ein enormes Arbeitsfeld dieses reichen Menschenlebens; es mögen die folgenden nackten Zahlen Ihnen einen dürftigen Begriff davon geben:

In den 35 Jahren seiner klinischen Lehrthätigkeit hat unser Meister 4561 Mal Klinik abgehalten und zwar 1923 Mal in den Sommer- und 2678 Mal in den Wintersemestern. Über 700 Schüler sind zu seinen Füssen gesessen und wohl alle haben für Leben und Gemüt aus diesen Zeiten einen bleibenden Gewinn davongetragen.

Was Socin für seine Assistenten war, dies auszudrücken sind Worte zu dürftig. Wohl selten ist eine Assistentenschar über die Dienstzeit hinaus so an ihrem Meister geblieben, wohl selten hat es ein Chef verstanden, seinen Assistenten nicht nur als Lehrer, sondern auch als Mensch zu imponieren!

Harter Tadel den Assistenten gegenüber hat nicht gefehlt; aber ein bald folgendes gutes Wort oder ein Zutrauensbeweis liess keine Kränkung aufkommen. —

Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass der Ruf des Chirurgen und Forschers Socin weit über die Grenzen seiner Vaterstadt gedungen ist; mehrmals suchte man ihn hier wegzulocken, aber dieser Spital und diese Klinik waren Socin unendlich ans Herz gewachsen. Verschiedene ehrende und verlockende Anfragen und Berufungen an andere Lehrstühle (Bern, Freiburg, Würzburg) hat er abgelehnt. Was ihn hier festhielt, war einmal die Anhänglichkeit an die hiesigen Verhältnisse und andererseits das Bewusstsein, dass hier an der Universität und im Spital für ihn Aufgaben und Ziele vorlagen, die zu verfolgen ihm seine Gewissenhaftigkeit gebot.

Anlässlich eines Gespräches über die Berufung nach Würzburg sagte er: „Nicht missliche Spitalverhältnisse in Würzburg, oder die Schwierigkeit mich hier loszureissen, haben mich zur Ablehnung bestimmt. Ich habe aber gesehen, dass meine Dienste in Basel wichtiger waren als in Würzburg und dass meine Aufgabe hier grösser ist als dort. Eine grosse Klinikfrequenz, die nach

100 zählt, halte ich auch bei glänzenden äussern Verhältnissen für den Lehrer weniger für wünschenswert, weil der Kontakt mit dem Schüler, d. h. das Verständnis für den Einzelnen, dort unmöglich ist.“

Mit den Ganz-grossen der chirurgischen Welt stand Socin in intimer Freundschaft. Es entspann sich zur Zeit, als Billroth in Zürich und Lücke in Bern war, ein lebhafter Verkehr, der in häufigen Zusammenkünften in Bern, Zürich oder Basel seinen Ausdruck fand und wo nicht nur wissenschaftliche Probleme erörtert wurden, sondern musiziert, geplaudert und gescherzt wurde, wo der Mensch sein Recht verlangte. Oft hat dieses Kleeblatt, eventuell auch mit Langenbeck, mehrtägige Ausflüge nach Baden-Baden und dessen Umgebung gemacht und diese Stunden blieben unserm Meister eine der lichtesten Erinnerungen; man kann seinen Schmerz verstehen, als Einer nach dem Andern wegstarb und er begann, sich etwas vereinsamt zu fühlen.

Im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen trat er publizistisch nur selten hervor. Der Grund davon lag einmal in einer gewissen Scheu vor eigener Publizistik, grösstenteils aber in der peinlichen Gewissenhaftigkeit Socins. Er hasste alles Unfertige und Halbe, und man wird es kaum glauben, wie ängstlich der Mann, dem Gedanke, Rede und Erfahrung so zu Gebot standen, bei der Abfassung seiner Arbeiten war. Ein Satz wurde nicht nur auf seinen Sinn geprüft, sondern auf seine Form, und Wort für Wort wurde abgewogen. Als ich

noch bei ihm wohnte, ist es oft vorgekommen, dass er mich Nachts noch besuchte, um mir ganze Mitteilungen oder Sätze daraus vorzulegen mit der Frage, ob sie wohl prägnant, concis und elegant genug seien; ich brauche wohl kaum beizufügen, dass ich, der Junge, Unerfahrene, daran nichts auszusetzen hatte.

Neben andern kleinen Mitteilungen und operativen Vorschlägen, auf die ich hier nicht eingehen kann, sind es hauptsächlich drei Leistungen, die sein bleibendes, ehrenvolles Denkmal bilden: seine Jahresberichte, sein Werk über die Prostata und sein Band kriegschirurgischer Erfahrungen.

Die gedruckten Jahresberichte der chirurgischen Abteilung, die seit dem Jahre 1871 erscheinen, sind eine That, die auf seine Denkweise und die hohe Auffassung der Wissenschaft ein volles Licht werfen. Billroth war der erste, der in Form von Jahresberichten aus der Zürcher Klinik seine Thätigkeit, seine Erfolge und Misserfolge und hauptsächlich sein ganzes Material (der Ausdruck möge hier erlaubt sein) den Kollegen offen darlegte. Fast gleichzeitig mit diesem leider vereinzelt gebliebenen Bericht, wohl nach gemeinsamer Aussprache und dem gleichen innern Bedürfnis entspringend, erschienen seither regelmässig die Berichte unserer Klinik. Was eine solche Herausgabe als That stempelt, ist nicht die grosse Arbeit, die ein solcher Jahresbericht erfordert; es ist die Beleuchtung über Material und Thätigkeit eines Spitals bis in die geheimsten Winkel; nichts wurde

vertuscht und nichts beschönigt; ohne Erläuterungen und eventuelle Entschuldigungen wurde alles nackt und klar der Kenntnis der Kollegen hingegeben, nachdem bis dahin nur von Erfolgen berichtet worden war, an der Hand von ausgelesenen Fällen. Es war das Bedürfnis nach Wahrheit und Klarheit für sich selber und die andern, die unsern Meister zu dieser That bewogen. Dass dabei eine Voraussetzung gegeben sein muss, das Bestehen sorgfältiger Krankengeschichten, ist selbstverständlich, und gerade auch in diesem Punkt war unser Meister, oft zum Schrecken seiner Assistenten, von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Ende. In liberaler Weise, mit vollem Verständnis für den Wert einer solchen Publikation hat das Pflögamt des Spitals die Herausgabe bestritten. Die geschätzten Jahresberichte unsrer Klinik wurden als Geschenke versandt und sind im Buchhandel nicht zu haben.

Die Arbeit über die Krankheiten der Prostata erschien im grossen Sammelwerk von Pitha und Billroth im Jahr 1875 und war bald vergriffen. Eine Neuauflage war nötig und beschäftigte unsern Meister seit vielen Jahren. Bei seiner grossen ausgedehnten Thätigkeit und bei seiner peinlichen Sorgfalt für den Text rückte das Werk nur langsam vor, was den Vielgeplagten sehr drückte. Besonders in den letzten Jahren schwoll die Litteratur über dieses Thema des supponierten und praktisch ausgiebig verwerteten Zusammenhangs zwischen Prostatavergrösserung und Hodenthätigkeit mächtig an

und war kaum mehr zu bewältigen. Jetzt rückte das Werk seiner Vollendung näher, ein Teil war schon gedruckt und mit dem Rest hoffte der Meister bis Frühjahr fertig zu werden, als ihm der Tod die Feder aus der Hand wand; es war auf seinem Sterbebette noch seine grösste Sorge, die Vollendung des Werkes durch Freunde zu sichern und der Gedanke an dieses Sorgenkind bedrückte ihn bis zu seinen letzten Zügen.

Das Werk, das unsern Meister aber in hellstem Lichte zeigt, ist der Band: Kriegschirurgische Erfahrungen, gesammelt während des deutsch-französischen Krieges in den Jahren 1870 und 1871.

Es ist schwer zu entscheiden, was dabei am meisten zu bewundern ist; der Umstand, wie es möglich war, in solch bewegter Zeit so peinlich exakte Beobachtungen zu sammeln, musterhafte Krankengeschichten, an denen auch nicht das geringste fehlt; die Klarheit in der Beurteilung der Beobachtungen oder die elegante anziehende Schreibweise. Es sind jetzt 27 Jahre her, seit dieses hervorragende Werk erschienen ist, eine Zeit, wo die Ätiologie der Wundinfektionskrankheiten und vieles Andere noch im Dunkeln lag und es mutet den Leser eigen an, wenn er findet, dass das Buch auch heute noch nicht veraltet ist. Es liegt ein eigener Reiz darin, in diesem Buche zu lesen, denn mit einer Sehergabe, die er genauen Beobachtungen, logischer Schärfe und seiner Klarheit verdankt, sieht der Meister die ätiologischen Begriffe der Wundinfektionskrankheiten und

alles was praktisch damit zusammenhängt voraus; Worte und Ausdrücke müssen übersetzt werden und das Buch ist unsern Anschauungen angepasst. Es pulsiert ein geistiges Leben in diesem Buche, es rauscht ein logisches Weben darin, das es vor ähnlichen Büchern auszeichnet.

Wenn ich über Socin als Mensch noch reden will, wo soll ich anfangen, wo soll ich aufhören? Man hat oft darüber nachgegrübelt, worin die Macht (das französische „charme“ drückt es noch besser aus) seiner Persönlichkeit liegt. Immer und überall war es dasselbe: ob er sich in grosser Gesellschaft befand oder im intimen kleinen Kreis, ob in der Runde seiner Jäger, oder bei Ihren geselligen Vergnügungen, meine Kommilitonen, er war der Mittelpunkt, die Sonne, die alles bestrahlte.

Der Mann, der mit seiner schönen und eleganten Figur seine aristokratische Abstammung nicht verleugnen konnte, mit der peinlichen Sorgfalt für sein Äusseres, die so gar nichts Geziertes hatte, mit dem klugen Auge, das alle Nuancen der Empfindung und besonders der warmen Empfindung wiederspiegelte, mit dem unendlichen Vorrat von Geist, Humor und Jugendlichkeit, hatte es aller Welt angethan. Das Geheimnis dieses Zaubers mag in Verschiedenem gelegen haben: er war ein Aristokrat im guten Sinne des Wortes, im Sinne Nietzsches, ohne ein Übermensch zu sein, ein Herr, der alles Niedrige verachtete, ein Herr, der Kleinlichkeit nicht kannte; er war ein ausgezeichnete Psychologe und fand für Jeden

das richtige Wort; dabei unterstützte ihn ein warmes, fühlendes Herz, das ihm die Fähigkeit verlieh, sich in Andersgeartete hineinzusetzen; er war ein Mensch mit warmem Empfinden, mit offenem Herzen für die Natur und für alles Schöne.

Wer das Glück hatte, von ihm Briefe zu empfangen, der lernte darin den Menschen noch näher kennen, als dies vielleicht durch Gespräche möglich war. Diese Briefe sind in ihrer Art auch wieder charakteristisch für ihn: von einer Leichtigkeit des Stiles, und überall sprüht der Geist und wirft in prägnanten Aphorismen glänzende Funken. Er widmete seiner Korrespondenz eine peinliche Sorgfalt, wie allem andern. Eine Korrektur gab es in seinen Briefen nie und oft habe ich ihn gesehen, Briefe mehrmals abschreiben, weil ein Satz ihm nicht passte oder eine Korrektur nötig war. Es liessen sich aus seinen Briefen die schönsten Proben seines Geistes und seines warmen Herzens geben; es finden sich dabei Naturschilderungen von einer Duftigkeit und Feinheit des Empfindens, welche die Prosa zum Gedicht machen.

Und über der ganzen Persönlichkeit lag der goldene Schein der frischen Jugendlichkeit! Er schrieb einmal: „Der Mensch wird erst alt, wenn er aufhört vorwärts zu schauen“, und dieses stetige energische Vorwärtsschauen war ihm bis in die letzten Jahre eigen.

Ausser der früher erwähnten Pneumonie und einer eitrigen Infektion am rechten Mittelfinger vor einigen

Jahren war er nie krank und von einer beneidenswerten körperlichen Elasticität; er wurde nicht alt bis vor $\frac{5}{4}$ Jahren, wo ihn ein schwerer Influenzaanfall heimsuchte und seine scheinbar ewige Jugendlichkeit etwas brach.

Und wenn auch in den letzten Monaten die alte Elasticität wieder zu erwachen schien, so begann er sich doch alt zu fühlen und hatte Ahnungen eines baldigen Endes.

Als er sich am 9. Januar fiebernd zu Bette legte, sagte er mir: „Ich fühle es, dass ich von diesem Bette nicht mehr aufstehen werde, aber das Scheiden wird mir nicht schwer. Ich habe geleistet, was ich leisten konnte, ich habe das Bewusstsein, das Gute und Grosse erstrebt zu haben, aber das Ende kommt zur rechten Zeit; ich bin ein Mann, der heruntersteigt und könnte es nicht ertragen, mit vollem Bewusstsein meines langsamen Zerfalles zu sehen, dass ich nicht mehr ausfülle und leiste, was ich leisten sollte und möchte.“

In aller Ruhe ordnete er sein Haus; auch in seiner Krankheit bewahrte er seine Geistesgrösse; er glaubte nicht an eine Heilung, befolgte aber ruhig mit der alten liebenswürdigen Art die ärztlichen Verordnungen.

Nach jahrelangem Erwägen endlich war er durch die liberalste Unterstützung des Pflegamtes in den Stand gesetzt, seinem langgehegten Wunsch folgen zu können. Ein neues Gebäude für operative Thätigkeit ist der Vollendung nahe; der Meister aber, der wie vielen Spital-einrichtungen auch dieser neuen Schöpfung seinen mar-

kanten Stempel aufgedrückt hat, zog nicht mehr in sein neues Reich. — Mitten in Leben und Gesundheit schien er sein Ende vorauszusehen. Nach einer langen Sitzung, wo über die Einrichtung des neuen Gebäudes beraten wurde, sagte er einmal mit tiefem Ernst: „Was soll ich mich plagen; ich fühle es, ich baue für einen Andern.“

Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen! Es war sein Wunsch, sterben zu können, bevor das Alter ihn beugt; sein Wunsch ist erfüllt worden und wer ihn lieb hat, gönnt ihm sein Loos.

Aber wenn uns, die Zurückgelassenen, dieser Gedanke auch etwas erleichtert, so wird uns der Lehrer, der Freund und Berater nicht weniger fehlen, jetzt und in Zukunft!

Wenn ein Grosser stirbt, so ist es für die, die ihn schätzen, ein Herzensbedürfnis, ihm ein Denkmal zu stiften.

Seinen Namen hat er selber mit goldenen Lettern in die Geschichte unseres Spitals und in die Geschichte der Chirurgie eingeschrieben.

Aber auch wir, liebe Kommilitonen, wollen unserm unvergesslichen Meister ein Denkmal stiften; es soll nicht aus Erz oder Stein sein, es soll das Leben tragen, das er immer um sich verbreitet hat; es soll ein Denkmal, ein Altar sein, den jeder von uns in seinem Innern aufrichtet.

Wir werden keine Socins sein; Intelligenz, Charaktergrösse und Gemütseigenschaften lassen sich auch mit dem besten Willen nicht erwerben; aber das wollen wir uns in dieser ernsten Stunde geloben, dass sein sittlicher Ernst, also sein Pflichtgefühl, seine Liebe zur Klarheit und Wahrheit und sein warmes, mitfühlendes Herz in uns lebendig bleibe, so lange wir leben!

Zum Zeichen dieses Gelöbnisses und zu Ehren des unvergesslichen Toten fordere ich Sie auf, sich zu erheben.

